



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

A., M. v.: Das Leben in einer römischen Kleinstadt.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Das Leben in einer römischen Kleinstadt.

Das Leben in Rom, Neapel, Florenz und andern großen Städten Italiens ist uns mehr als hinreichend geschildert worden. Ueber den Charakter der Städte und Städtchen dagegen, die seitwärts von der großen Straße liegen, welche der Tourist zieht, erfährt man in der Regel nichts Genaueres, und da es jetzt für Manchen von Werth sein mag, sich auch von diesen Kleinstädten eine deutliche Vorstellung machen zu können, so soll im Nachstehenden der Versuch unternommen werden, sie aus der Erinnerung zu zeichnen. Der Verfasser hat mehrere Jahre als Soldat des päpstlichen Heeres in solchen Orten in Garnison gelegen, andere auf Märchen gesehen, und so kann er wol behaupten, daß seine Erfahrung eine gründliche war.

Bersehen wir uns auf eine Landstraße, die nach einer der kleinen Städte in Umbrien, den Marken oder einem andern Theile des Kirchenstaates führt. Dieselbe windet sich zwischen schlecht cultivirten, aber dennoch reichlich tragenden Weizen- und Maisfeldern und Nebengärten hin. Gelegentlich begegnen wir Gruppen von Olivenbäumen, bisweilen Pflanzungen von Maulbeerbäumen. Ein eigentlicher Wald ist nirgends zu sehen. Wo die Berge nicht mit Weinstöcken oder andern Culturgewächsen bepflanzt sind, tragen sie fast nur niedriges Gestrüpp von Stacheln, Pinien, Erdbeerbäumen und ähnlichen Gattungen südlicher Vegetation. Eben so wenig trifft man Wiesen gleich den deutschen an. Auf der Straße sehen wir viele Fuhrwerke, seltener Fußgänger und fast eben so selten Reiter. In seiner eleganten Carozza fährt ein Conte oder Marchese auf sein Landgut, um einmal seine Pächter zu besuchen, deren mancher von diesen Herren mehre Hunderte hat. Da und dort kommt uns ein wohlhabender Bürger in seinem zweirädrigen Birrocino entgegen, der von einem munteren Pferdchen gezogen wird. Bisweilen auch ein Vetturino mit seinem altmodischen schmalspurigen Reifekasten und seinen dünnen, traurig abgequälten Säulen; häufig ein Bauer mit einem plumpen Karren, dessen Zugthiere, prächtige großgehörnte Ochsen, an Eisenringen gelenkt werden, die ihnen durch die Nasenlöcher gezogen sind.

Endlich erscheint vor uns die Stadt. Sie ist in der Regel mit alten Mauern und einem trocknen Graben umgeben, Resten der Zeit, wo man sich gegen die Einfälle eines herrsch- und raubfüchtigen Adels und den Parteihass der Nachbarorte vorzusehen hatte. Die Mauer mit ihren kleinen Bastionen und ihren langen Courtinen, die bethürmten Stadthore sind allenthalben schadhast, und aus den Ritzen sprossen Gras und Schlingpflanzen hervor, die den im Graben weidenden Ziegen zum Futter dienen.

Im Thorgewölbe tritt uns der Herr Finanziere entgegen und fragt, ob wir etwas Steuerbares bei uns haben. Kommen wir im Birrocino, so revirdirt er das Korbgeflecht mit seinem Spieß. Haben wir eine Reisetasche oder Botanisirtrommel, so läßt er sich deren Inhalt zeigen. Doch ist er in der Regel eine gute Seele, die mit sich reden läßt und die Eigenschaft hat, daß sie, wenn wir ihr ein Silberstückchen in die Hand drücken, für alles Steuerbare im Koffer oder Ranzen blind wird. In Ermangelung von Geld kann man ihn auch mit einem kleinen Tribut an Waare abfinden, besonders wenn dieselbe eßbar ist. Der Zoll der Bäuerinnen besteht gar nur darin, daß sie sich von dem Finanzwächter geduldig einige kleine Zudringlichkeiten gefallen lassen. Vom Thore aus führt eine große, oft zu beiden Seiten mit Arkaden geschmückte Straße in krummer Linie bis auf den Marktplatz, und von dort nach dem entgegengesetzten Thor; dies ist der sogenannte Corso, oder die Strada maggiore, wie die Hauptstraße in den meisten Städten heißt. Hier findet man die vornehmsten Gasthäuser, die ersten Kaffees, die schönsten Läden, die modernsten Häuser und mit Ausnahme der für die Siesta bestimmten Stunden ein starkes Menschengewühl. Das hereinströmende frisch aussehende Bauernvolk in seiner hübschen bunten Tracht gibt des Morgens dem Corso ein pittoreskes Aussehen, während gegen Abend die Kutschken der Reichen hier paradiren und die schöne Welt beim Lampen- oder Mondschein promenirt. Wir drängen uns durch das Volk nach der Piazza grande, dem Hauptplatz, von wo aus uns ein verworrenes Getöse entgegen dringt. Derselbe bietet einen imposanten Anblick. Er ist gewöhnlich sehr groß und fast immer in der Mitte durch einen mächtigen steinernen Springbrunnen geziert, welcher unter dem Dreizack seines Neptun und aus den Rüstern seiner Rosse und Delphine schon vielen Geschlechtern des Ortes den silberhellen Strahl gespendet hat. Nicht weit davon befindet sich auf einer Säule das Standbild der Schutzpatronin des Ortes, welche fast immer die Madonna ist. Die den Platz umgebenden, mit Arcaden geschmückten Häuser sind meist öffentliche. Die eine Seite nimmt der Municipalitätspalast oder die sogenannte Commune ein, mit dreißig und mehr Fenstern Front, deren grüne Jalousien eine angenehme Unterbrechung im düstern unabgeputzten Mauerwerk bilden. Hier residirt der hochwohlweise Rath, und neben ihm die Sicherheitsorgane: rechts ist das Gendarmeriegebäude, links die Hauptwacht. Vis a vis bildet eine große Kirche die andere Front des Platzes; sie ist von Stein und verschwenderisch mit Marmor geschmückt, doch läßt ihr Baustyl kalt; sie ist nicht gothisch, nicht byzantinisch, nicht maurisch, nicht griechisch gebaut, sondern hat von allen diesen Manieren etwas an sich. Die beiden Nebenseiten des Platzes werden von dem Postgebäude und dem Steueramte, sowie von einigen Kaffees, Apotheken, Großhandlungen und Gasthäusern eingenommen. Auf einer Seite des Platzes

stehen die Bäuerinnen in langer Reihe; es ist der Blumen-, Obst-, Grünzeug- und Geflügelmarkt. Die buntfarbige Tracht kleidet diese Leute sehr gut. Sie wollen alle die beste Waare haben; eine jede schreit laut aus, was sie feil hat, wobei die dem Italiener eigene gellende Stimme den Wohlklang der Sprache bedeutend beeinträchtigt. Vor ihnen drängen sich die Städter und Städterinnen im glockenförmigen kurzen Reifrock à la Pepita und handeln und feilschen mit geläufigster Zunge und Geberde. Daneben werden Männerstimmen laut: Einer ruft Südfrüchte aus, ein Anderer schreit: „Cigari! Cigari!“ ein Dritter will seine Limonade los werden, ein Vierter Backwerk und so fort bis zum Lumpensammler, daß Einem die Ohren wehe thun möchten. Auch die Fleischbänke, welche an der nächsten Marktseite in einer Reihe stehen, bemühen sich, mit vernehmlichem Rufe anzukündigen, daß sie heute besseres Fleisch und billigere Preise als gewöhnlich haben. Dazwischen bemerkt man Verkäufer von ganzen, am Spieß gebratenen, mit aromatischen Kräutern gefüllten Schweinen, Gruppen von Gaffenden mischen sich unter die Käufer. Hier gehen einige Geistliche, schwarz von oben bis unten, mit seidnen Strümpfen und Schnallenschuhen, den altfränkischen Dreimaster auf dem Haupte, dort einige Signori in bewunderungswürdigem Negligée.

Plötzlich trifft unsre Nase ein ungewöhnlich widerlicher Geruch. Wir gehen dem garstigen Dufte nach und kommen durch ein enges, überaus schmutziges Gäßchen in die Pescheria, d. h. den Fischmarkt. Hier begegnen wir einer namenlosen Auswahl der verschiedenartigsten Meerthiere, Fischen aller Gattungen, Seekrebse, Seespinnen, Krabben, Austern und andern Schalenthieren, daß sich allerdings das Auge daran nicht satt sehen würde, wenn sie die Nase nicht über die Gebühr beleidigten. Der Odeur ist in der That kaum zu ertragen. Die Fische, welche an sich schon nicht besonders appetitlich riechen, gehen bei dem dortigen Klima schnell in Fäulniß über, und hundert Sorten strömen hundert Gerüche aus. Schnell kehren wir auf den Markt zurück und kommen grade zu rechter Zeit, um einen echten italienischen Quacksalber oder Zahnkünstler (Dentista, wie er sich nennt) seine Künste produciren zu sehen. — Er steht auf seinem kleinen Reisewägelchen und declamirt gegen die ihn umgebende Menge mit so gewaltigen Geberden und Grimassen, daß man glauben möchte, er spiele den Dithello. Vor ihm sind Medicamente der verschiedensten Art, namentlich aber auch Päckchen Fleckseife aufgelegt, welche zu fabriciren und zu verkaufen der eigentliche Zweck seines Daseins ist. Er beobachtet stets das gleiche Verfahren. Seine Rede beginnt mit Aufzählung von einem Duzend Empfehlungen von großen Herren in England, Frankreich und Italien, obgleich der Wackere niemals weiter gekommen sein wird, als in die Lombardie. Was weiter folgt, geht zunächst auf Unterhaltung des Publikums und ist bald pathetisch und würdevoll, bald

komisch gehalten. Dann trägt er eine Abhandlung über die Natur der Zähne, Zahnausreißen und Medicamente zur Heilung verschiedener Zahnkrankheiten vor, und zum Schluß wird er generös, indem er als Probe für sein Wissen und Geschick einem armen Bauer, dessen er sich wohl oder übel bemächtigt hat, einen noch guten Zahn „schmerzlos und gratis“ herauszieht. Mit diesem Lockvogel fängt unser Doctor Eisenbart andere in Menge, und auch die Seife findet ihre Abnehmer.

Wir treten nun in eins der benachbarten Kaffeehäuser, und zwar in das „Caffé del Commercio“. Fast in jeder Stadt im Römischen existirt eins dieses Namens. Das Kaffeehaus ist für den Italiener bekanntlich, was für uns Deutsche die Bierstube. Hier bringt er den größten Theil seiner freien Stunden zu, hier werden die politischen Ereignisse besprochen, hier gibt man sich Rendezvous mit seinen Freunden, macht man Geschäfte ab. Jedes Kaffee hat sein bestimmtes Publikum und dieses wiederum seine bestimmte politische Färbung, namentlich in so bewegten Zeiten wie die gegenwärtigen sind. So kommt es oft vor, daß sich zwei Kaffees wie zwei feindliche Lager gegenüber stehen. Natürlich werden hier auch die jüngsten Stadtereignisse besprochen und es entwickelt sich so unter Männern dieselbe Klatscherei wie in Deutschland bei gleichem Tranke unter jungensfertigen Damen; nur macht es der Italiener stiller und geheimnißvoller. In jeder Stadt gibt es eine Legion solcher Lokale, welche, von der mehr oder weniger eleganten Ausstattung oder der mehr oder weniger guten Qualität des Getränkes abgesehen, einander fast ganz gleich sind. Das Caffé del Commercio, in welches wir eingetreten sind, ist ein Kaffee mittlerer Classe; mit Ausnahme des Morgens trifft man hier nur Bürger bessern Standes, weshalb man aber nicht glauben darf, daß jeder gut gekleidet ist. In Italien existiren zwei deutsche Vorurtheile nicht: erstens „macht dort nicht das Kleid den Mann“, und häufig sieht man einen nach neuester französischer Mode ausgestaffirten Stutzer mit einem struppigen in Fegen gehüllten Burschen traulich spazieren gehen, zweitens existirt dort kein solcher Kastengeist, wie in unsern biedern Gauen. Mit der Freiheit war es bis jetzt nicht weit her, Gleichheit dagegen war immer reichlich vorhanden. Im Uebrigen muß das Kaffee auch unsere Conditoreien und Lesecabinets ersetzen. — Wir treten ein und finden einen großen viereckigen Saal mit Divans an den Wänden, und vor ihnen stehen etwa ein Duzend kleine Tischchen mit Marmorplatte. Die Wände sind mit Tapeten, goldenen Zierathen, Spiegeln und Armleuchtern versehen. Auf der entgegengesetzten Seite ist das Buffet, hinter welchem der Caffetiere seinen Platz hat. Hinter dem Buffet führen Thüren in die verräucherte Küche, aus welcher uns der Duft eines mittelmäßigen Mokka entgegenkommt. Einige Camerieri mit weißen Schürzen rennen raslos hin und her, fragen die Eintretenden nach

ihren Wünschen, serviren mit ungeheurem Geklirr und Geklapper, tragen das Geschirr wieder fort und begleiten Alles mit einem Schwall von Redensarten und einen Geschrei, welches stets aus der Küche beantwortet wird und im Verein mit dem Geklapper der Tassen und Kaffeebreter ein verworrenes, ohrenberäubendes Geräusch verursacht. Wenn wir unsere Zecher berichtigen, so schreit der Kellner dem Caffetiere ein ganzes Subtractionsexempel entgegen, sodaß alle Anwesenden genau wissen können, was man verzehrt, mit welcher Münze man bezahlt hat und wie viel man herausbekommen muß — eine uns Nordländern sehr unbequeme Manier. Wir finden den Morgenmokka nicht besonders, was daher kommt, daß früh kein frischer Kaffee gebraut, sondern der von gestern übrig gebliebene nur aufgeköcht und, mit Milch genossen für hinlänglich gut erachtet wird. Wer keinen Kaffee mag, kann Chocolade, verschiedene Liqueure, Backwerk aller Art, des Abends Thee und im Sommer hier und da auch Bier bekommen. Sehen wir uns nun ein wenig unsere Nachbarschaft an. In jener Ecke sitzt eine Anzahl Menschen, größtentheils noch ungewaschen um einen runden Tisch. Einer unter ihnen hat ein Zeitungsblatt in der Hand, und da er zufällig der Einzige ist, welcher lesen kann, so trägt er mit gedämpfter Stimme die neuesten politischen Nachrichten vor. Die übrigen sitzen mit offenem Munde und lauschen mäuschenstill, nur hin und wieder entfahren ihnen Worte der Verwunderung, des Beifalles oder Mißfallens. Bisweilen knüpft man über eine Sache ein allgemeines leises Gespräch an, macht Betrachtungen oder spricht Meinungen aus. Am nächsten Tisch sitzen zwei Männer in Mänteln und spizigen Hüten mit breiter Krämpe. Ihre Mäntel sind aus mehr Farben und Flecken zusammengesetzt als eine Landkarte Deutschlands, ihre Gesichter sind eingefallen, und es drückt sich auf ihnen deutlich die Spur des Lasters aus. Sie spielen um ihren Kaffee eine Partie Briscolo und suchen sich gegenseitig zu betrügen; stoßen allerlei Flüche aus und machen überhaupt im Locale den größten Lärm. Ein zottiger Hund liegt neben dem einen von ihnen und fängt mit einem andern eine Weißerei an, welche, den allgemeinen Rumor vermehrend, unter allen Divans und zwischen unsern Beinen ausgeföhnt wird. Die Kellner trennen endlich die wüthenden Bestien, und wir können unser Augenmerk auf einen andern Tisch richten. Hier sitzt ein Gensdarm; natürlich ganz allein, denn zu diesem Organ der Sicherheit, welcher nothwendigerweise ein Spion sein muß, setzt man sich nur im höchsten Nothfalle, und selbst den Tisch neben ihm läßt man leer. Die politisirende Gruppe spricht, nachdem er gekommen, leiser oder beginnt ein gleichgültiges Gespräch, und verliert sich sobald als möglich aus dem Local. Kommen wir zu Mittag oder zu Abend wieder, so finden wir das Kaffeehaus von vielen derselben Gäste besucht. Der Müßiggänger kehrt hier des Tages wol fünf bis sechs Mal ein, womit übrigens nicht gesagt ist, daß er

jedes Mal etwas genieße. Abends ist das Haus am vollsten, zur Zeit der Siesta am leersten. Vor dem Eingange befinden sich ebenfalls Tische und Stühle, wo die Besucher, unter einer bunten Marquise gegen die Sonnenstrahlen geschützt, ihren Mokka schlürfend, den Platz oder den Corso beobachtend, mehre beschauliche Stunden zubringen. Zu allen Tageszeiten sprechen hier Bettler vor und incommodiren uns auf Schritt und Tritt mit ihren Anliegen. Jungen kommen und bitten, wenn wir ihnen kein Geld geben wollen, ihnen wenigstens das Stückchen Cigarre zu überlassen, das wir im Munde halten. Werfen wir es zufällig in die Stube oder auf die Straße hinaus, so stürzen sich im Augenblick mehrere darauf los. Der Glückliche, welcher den Preis erringt, benützt seine Trophäe entweder zum Selbstgebrauch, oder er sammelt solche Cigarrenstümpfe und verkauft sie an Tabakhändler, welche sie trocknen, schneiden und als billigsten Tabak verkaufen. Der Nordländer, welcher nach Italien kommt, muß sich von einer Masse von Vorurtheilen frei machen, wenn er dort mit leidlichem Behagen leben will. Im Kaffee hat er sich vor Allen daran zu gewöhnen, Unreinlichkeit als ein nothwendiges Zubehör anzusehen. Schmutzige Servietten, zerbrochene Tassen, verbogene Löffel, zollhoch auf dem unausgekehrten Fußboden liegender Staub und Koth, die unabgewischene Spiegel und bestaubte Sofas, endlich die zum Theil ungewaschene Gesellschaft dürfen seinen Appetit nicht schmälern; er muß denken, daß Alles in der Natur aus so und so vielen Elementen besteht, daß also der Begriff „Schmutz“ eigentlich nur ein Vorurtheil ist.

Wir wenden uns nun, da es Sonntag ist, und wir gute Christen sind, in die Kirche.

Das Innere derselben ist überall prunkvoll, aber selten geschmackvoll. Die Kreuzesform ist die üblichste. Das Presbiterium sowie die Seitencapellen sind kuppelartig gewölbt, und das Licht fällt durch buntes Glas von oben herein. Säulen korinthischen, jonischen, dorischen und toskanischen Stiles von verschiedenfarbigem Marmor tragen das Hauptschiff, welches mit demselben Steine parquet- oder mosaikartig gepflastert ist. Durch farbige Tücher, meist roth und gold, ist die Kirche an den Wänden tapetenartig verziert. Die Ausstattung der Altäre ist kostbar, Bilder, die oft von guten Meistern sind, verherrlichen dieselben. Bänke befinden sich gewöhnlich nur in den Nebencapellen und den Seitenschiffen. Im Hauptschiff verrichtet die fromme Menge stehend oder knieend ihre Andacht. Fresken an den Decken sowie Bildhauerwerk, Marmor- und Alabasterzierrathen fehlen nirgends. Dagegen trifft man höchst selten eine Kanzel. Predigt einmal ein Priester oder Mönch, so geht er an das Gitter des Presbiteriums und spricht von einem Stuhle aus; doch steht letzterer in der Regel nur pro forma da, und der Redner zieht es vor, zu seiner Gemeinde stehend zu sprechen. Orgeln sind ebenfalls selten.

Gewöhnlich ist der Chor über dem Haupteingange gegenüber dem Hochaltar angebracht; befindet sich dort wirklich eine Orgel, so ist diese meistens sehr klein, alt und verstimmt. Gibt es im Orte auch einen Organisten, so wird das Hochamt durch Musik verherrlicht; aber statt unserer herrlichen deutschen Kirchenmusik, hört man dann die Orgel fast nur bellinische oder verdische Operarien, Walzer, Nutscher und Polkamelodien spielen. Auch eine Militärmusik hörte ich in einem Hochamte hinter dem Altar Stücke aus „i lombardi“, „il trovatore“, „la Norma“, zc. vortragen, und grade diese weltliche Begleitung des Gottesdienstes zieht die Italiener am wirksamsten zum Besuche an. Nur an hohen Festtagen hört man ein Orchester nebst guten Sängern Messen italienischer Componisten aufführen. Der Klingelbeutel ist fast ganz unbekannt, und ebensowenig kommen Sammlungen an den Kirchthüren vor.

Wir gehen nun nach Sättigung des geistigen Menschen durch einige Nebenstraßen nach der Osteria, um dort den leiblichen zu Mittag speisen zu lassen. Unterwegs haben wir ebenfalls Stoff zu mancherlei Betrachtungen. Dieser weniger fashionable Stadttheil ist im Vergleich zum Corso sehr todt und öde. Die Straßen sind mit Gras bewachsen, welches zwischen den Pflastersteinen emporspriest. Die Häuser haben keinen so sauberen Abputz wie dort, und vor ihnen liegen Haufen Schmutz, Koth und Excremente aller Art. Einzelne Weiber sitzen strickend oder mit anderen Arbeiten beschäftigt vor ihren Häusern, während ihre halbnackten Kinder im Schmutze herumkriechen, sich raufen oder um Kupfermünzen spielen, die sie empowrwerfen und rathen lassen, auf welche Seite sie fallen werden. Die Seiten der Nebengassen werden oft auch durch Gartenmauern gebildet oder durch die Mauern eines Klosterhofes, über welchen einige Feigen oder Cypressenbäume, sich nach Außen beugend, hin und wieder einigen Schatten gewähren. Bisweilen kommen wir an ein größeres Gebäude, das an den riesigen Quadersteinen, aus welchen es erbaut ist, und dem schönen Portal, durch welches man in dem weiten Hofraum eine Marmorstatue oder andere Bildwerke erblickt, sofort als der Palazzo eines Adelsgeschlechtes erkannt wird. Das Wappen über dem Portal ist zu schlecht erhalten, als daß sich der Name des Besitzers ersehen ließe, und so gehen wir hinein und fragen den Custode, der in dem einzigen noch wohl erhaltenen Zimmer im Parterre wohnt. — Dieser führt uns für ein Trinkgeld in dem ruinenhaften Stammschloß des Conte di A. herum, an dem heute beinahe keine Scheibe mehr ganz, keine Thür mehr verschließbar ist. Der letzte Sproß der Familie lebt in Venedig oder Rom, und der Custode, welcher schon dem seligen Vater desselben gedient hatte, wohnt dort, um den Palast zu verwalten. Er sendet dem Conte die Nebenrüen seiner Campagnen, so wie die des Palastes, welchen er auf die bestmögliche Weise zu vermietthen sucht. Das ist aber nicht recht gelungen; denn die für Menschen unwohnliche Belétage und der zweite Stock dienen als

Getreideboden und die Gebäude im Hofe als Ställe für Esel und Maulthiere. Wir betrachten nun den Palast ein wenig näher. Durch das Portal hindurch kommen wir in eine gewölbte, auf Säulen ruhende Vorhalle, welche vom Hofe durch ein eisernes Gitter getrennt ist. Rechts und links führt eine Treppe, die sammt ihrem Geländer von Marmor ist, hinauf in den Vorsaal. Die Decke des Treppenhauses ist mit Fresken, die Wände sind mit Statuen in Nischen geschmückt, welche meist mythologische Figuren, Genien, Engel, bisweilen auch italienische Celebritäten vorstellen. Von diesem Vorsaale aus kann man auf einen geräumigen Balkon gelangen, welcher unmittelbar über dem Portale angebracht ist. Rechts und links an den Vorsaal stoßen große Empfangszimmer, die einst den Glanzpunkt des Palazzo bildeten. Heut sind die Goldverzierungen in ihnen verblichen, die werthvollen seidnen Tapeten haben Löcher, Schmutzflecke und Risse, die Thüren schließen nicht mehr, die Fenster sind seit Jahrzehnten nicht gewaschen, und Spinnweben hängen von der Decke in solcher Anzahl herunter, daß man die Frescogemälde des Plafonds nicht mehr erkennen kann. Der Kamin ist theilweise zusammengestürzt und die zerbrochenen Sculpturwerke seines Simses so mit Staub bedeckt, daß man nicht weiß, ob sie von Marmor oder von Gyps sind. — Auf dem steinernen Fußboden liegen Vorräthe von Weizen und Mais aufgeschichtet. Dasselbe ist bei den andern Zimmern der Fall, welche in riesiger Anzahl an diese Säle anstoßen. Der zweite Stock ist ähnlich beschaffen wie der erste — überall Staub, Moder und Verfall. Im Hofe liegen Trümmer von Säulen und Statuen, welche Schlingpflanzen mit ihrem Gewebe überwuchern. Aus den Ritzen des parquetartigen Pflasters sproßt Gras hervor. Auch der Garten ist zur Einöde geworden, und nur die Orangerie und einige Blumentöpfe erinnern an das, was er gewesen. Der Springbrunnen ist versiegt, seine Figuren in einen dichten Mantel von Unkraut und Gestrüpp gehüllt, sein Bassin verschüttet und ebenfalls verwachsen, die Gartenmauer und die Säulen der ehemaligen Pavillons theils eingestürzt, theils ruinenartig mit wildem Wein, Epheu zc. überwuchert. Von Blumen keine Spur, außer denen, welche auf jedem Felde wild wachsen. Wir wissen kein treffenderes Sinnbild der Verkommenheit des heutigen italienischen Adels, als solch einen Palast. Nachdem wir noch einige fünfzig Schritt durch die stille Gasse zurückgelegt haben, treten wir in die Osteria. Statt Aushängeschild dient hier eine über der Thür aufgehängte Flasche, die mit Wein gefüllt ist, und unter der ein kleiner Zettel mit einer einfachen Nummer den Preis des letzteren anzeigt; oder ein ausgesteckter grüner Laubast. Indeß bedarf es dessen kaum, da uns der Duft in Del gebackner Fische und ähnlicher Speisen, der aus der Thür des Locals strömt, schon Wegweiser genug ist. Wir treten in eine niedrige, rauchige, fast ganz dunkle Höhle, in welcher wir uns erst nach einigen Minuten Aufenthalt gehörig zu orientiren im Stande sind. Im Hintergrunde steht der Kochherd, an welchem vier

oder fünf männliche Personen beschäftigt sind verschiedene Fleischarten auf dem Rost oder am Spieße zu braten. Ein Kellner (Cameriere), mit einer Schürze, deren Farbe einst weiß war, tritt uns entgegen und fragt nach unserem Befehl, indem er uns zugleich mit einem riesigen Wortschwall belehrt, was wir haben können. Man bringt uns Teller, Messer und Gabeln, an welchen noch Spuren anderer Speisen zu finden sind. Beklagen wir uns beim Kellner über diese Unsauberkeit, so wird er die Eßwerkzeuge vor unseren Augen *brevi manu* mit jener gräulichen Schürze abwischen, welche uns schon beim Eintritt in die Garküche Abscheu einspökte. Wir thun darum klüger, hinaus zu gehen und an dem Brunnen Teller und Besteck eigenhändig zu waschen. Wem dabei der Appetit nicht vergangen ist, der wird die Gerichte schmackhaft finden, so einfach sie auch im Allgemeinen zubereitet werden. Der Wein, den wir trinken, ist ebenfalls genießbar, und so finden wir, daß diese Speiseanstalt übler ausseht, als sie ist.

Im Hintergrunde sehen wir zwei zerslumpte Bursche die *Morra* spielen. Sie fahren taktmäßig mit den Händen einander entgegen wie englische Kampfhähne und schreien dabei einander mit gellender Stimme Zahlen zu.

Eine andere Gruppe genießt ausschließlich Wein, und hört dabei dem Gesange Eines unter ihnen zu, welcher sich mit einer Tenorarie aus einer der leztgehörten Opern abmüht. Bei jeder Kraftanstrengung erntet er *Bravos*, was einen Zweiten eifersüchtig macht und ihn veranlaßt, die Gesellschaft ebenfalls mit einem Gesangvortrag zu regaliren. Wer von den Gästen ist, hält sich sehr mäßig: ein kleiner Fisch, ein Hühnerflügel, viel Brot und ein Glas Wein mit Wasser gemischt stellt ihn vollkommen zufrieden.

Am Ende des Raumes klappern Teller und Gläser, die hier gewaschen werden. Die nicht abgeputzten Wände sind mit Fliegen bedeckt, die uns fortwährend umsummen und wie Vogelschwärme von dem Tischtuch emporschwirren. Von der Decke hängen die Spinnweben wie zerfetzte graue Fahnen bis fast auf unsere Scheitel herab, und der Fußboden ist mit Knochen, Fleischabfällen, Schmutz, Kartoffel- und Fruchtschalen *z.* bedeckt. Im Hofe spielt man die in Italien sehr beliebte *Boccia*, ein Kugelspiel, bei dem es hübsche Gruppen giebt. Der Speisesaal eines *Albergo* (Gasthauses) ist allerdings, mit einer *Osteria* verglichen, ein Paradies, steht aber wenigstens in den kleinen und Mittelstädten noch weit hinter unseren Gasthäusern zweiten und dritten Ranges zurück. —

Freundlichere Bilder als diese *Osterien* und gar die *Cantinen* (Weinschenken in räuberhöhlenähnlichen Gewölben), zeigen die Volkslustbarkeiten in unsrer Stadt. Unter diesen nimmt das Theater die vornehmste Stelle ein. Dasselbe ist hier weit mehr Bedürfnis und weit beliebter und geachteter, als bei uns in der Provinz. Kleine Städte von acht- bis zehntausend Einwohnern haben

hier im Römischen Schauspielhäuser, welche sich sowol an Größe wie an äußerem Schmuck mit den stattlichsten der deutschen Stadttheater messen können. Von Rentabilität ist natürlich keine Rede; denn das Theater ist hier nicht Unternehmen einer Gesellschaft oder eines Einzelnen, sondern wird aus den städtischen Einnahmen verwaltet\*), und jeder nicht ganz arme Ort findet eine Ehre darin, ein schönes Haus zu besigen. Mit Ausnahme der Bühnenanstalten in den Hauptstädten Italiens kennt man keine stehenden Schauspiel-, Opern- und Balletgesellschaften. Alle andern Orte engagiren sich je nach dem Bedürfniß des Jahres ein oder zwei Mal eine dramatische oder eine Operngesellschaft zusammen. Eine Theatersaison hat 24 — 36 Vorstellungen. Das Repertoire ist immer sehr arm: eine Schauspielsaison bringt höchstens 5—6 Dramen, eine Opernsaison in der Regel 3 Opern, von denen jede 8—10 Mal hintereinander gegeben wird. Das Publikum zeigt sich stets sehr dankbar. Vom Drama versteht man in der Regel nicht viel, und so ist von Kritik nicht die Rede. Lustspiele sind besonders beliebt, doch folgt auch im ernstern Drama jedem Monolog und jeder Scene lauterschallendes Bravo. Bunte Scenerie und Decoration werden einfacher Ausstattung vorgezogen. In Betreff der Oper haben sie mehr Urtheil und Geschmack, d. h. für die italienische Oper; denn eine deutsche kommt hier sehr selten, und dann gewöhnlich verunstaltet zur Aufführung. Das Publikum verlangt, wenn es zufrieden sein soll, eine gute Primadonna, einen tüchtigen Tenor, die in Italien häufiger sind als bei uns, und einen guten Baßbuffo. Das Uebrige ist gleichgültig. Jede Arie wird applaudirt, daß das Haus in seinen Grundfesten erzittert. Am Ende jedes Actes werden die Haupthelden herausgerufen, am Ende der Vorstellung überschüttet man sie mit Blumen, Gedichten und oft mit werthvollen Geschenken. Das geringere Personal, die Sänger zweiter und dritter Rollen haben dabei in der Regel die unglückliche Stellung, daß sie, gleichviel ob brav oder schlecht, nolens volens dem Publikum zum Spott und Hohn, zum Auszischen und Auspfeifen dienen müssen. Selten sind die Kostüme und Decorationen der Zeit, in der die Oper oder das Drama spielt, angepaßt, sehr selten ist in der Oper von Spiel die Rede: wer eine Arie zu singen hat, tritt, um besser gehört zu werden, vorn an die Lampen. Der Souffleur sitzt ohne Häuschen frei und offen da. Das Orchester ist dagegen meist recht gut besetzt, und die jungen Löwen der Stadt bemühen sich während der Saison, durch ein Sonett, welches an allen Ecken der Straßen angeschlagen wird, die Primadonna zu verherlichen. Voshafte Kritik der Manier der Sänger ist geradezu unerhört.

Nächst dem Theater nimmt in den kleinen Städten des Kirchenstaats die Tombola den ersten Rang unter den Volksvergnügungen ein. Diese ist für

\*) Aehnliches ist in Deutschland der Fall, unter Andern in Mannheim, wo sich auch die untern Stände sehr lebhaft für das Theater interessieren.

die Stadt ein lucratives Hazardspiel. In der Regel am Kirchweihstage oder sonst einer passenden Zeit wird eine von der Municipalität ausgesetzte Summe mittelst der Tombola in zwei Gewinnen (Cinquina und Quindicina) ausgespielt. Aus den benachbarten Ortschaften und den Campagnen kommen unzählige Gäste zu diesem Volksfeste, um Theil zu nehmen, und lösen sich ihre Billets bei den auf offener Straße sitzenden Untercollecteurs, wobei sie nach Träumen oder abergläubischen Berechnungen die fünfzehn Nummern angeben, mit welchen sie ihr Glück zu machen hoffen. Die Einnahme, welche die Stadt hiervon hat, übersteigt die ausgesetzte Summe oft zehnfach. Nachdem nun ein großer Theil des Bauernvolks die Madonna zum Beistande angerufen hat, wogt die Menge ungeduldig auf und ab, indem sie den Augenblick des Beginns kaum erwarten kann. Endlich giebt ein Trompetenstoß vom Municipalitätsgebäude her das Zeichen zur Ziehung. Auf dem Balkon des Hauses steht eine Urne, in welcher die neunzig Nummern sich befinden. Es erscheinen die Herren vom Rath, und einer von ihnen verkündigt nach abermaligem Trompetentusch die Gesetze und Bedingungen der Tombola; gleichzeitig wird auch ein kleines Kind, als Amor oder Engel gekleidet, bei der Urne sichtbar. In den Händchen desselben ruht das Glück jedes Einzelnen, denn diese werden die Nummern aus der Urne ziehen, und so richten zahlreiche Anwesende aus der Ferne einige freundliche Worte an dasselbe. Die Menge füllt nicht nur den Platz, sondern auch alle anstoßenden Straßen und Seitengäßchen. Da nur Wenige die auf dem Balkon gezogenen Nummern erblicken können, so sind Ausrufer auf erhabenen Posten ange stellt, welche die unter Trompetengeschmetter gezogenen Zahlen mit lauter Stimme wiederholen.

Die ersten sechs bis sieben Nummern sind gezogen. Eine jede derselben wurde mit ängstlicher Spannung erwartet, die Menge war mäuschenstill, bis sie ausgerufen, von den Ausrüfern wiederholt und von jedem Spielenden mit Geräusch nachgesprochen und, im Falle sie zu den von ihm gewählten gehörten, mit Bleistift auf dem Billet angestrichen wurde. Da erschallt plötzlich der Schreckensruf: Cinquina! und zwar aus mehreren Gegenden zugleich. Es sind also einige Anwesende so glücklich, unter den sieben Nummern fünf auf ihrem Billet zu haben. Sie sind die ersten Gewinner. Aber sie haben die größte Mühe sich durchzudrängen, denn Jeder will sich an ihnen dafür rächen, daß ein Theil seiner Hoffnungen geschwunden ist. Man versperrt ihnen den Platz, knufft sie, ruft ihnen Flüche und Schimpfreden zu, und die Gendarmerie muß einige Mann detachiren, um ihnen die Passage zu bahnen.

Auf der Tribüne angekommen, nimmt man ihnen ihre Billets ab, um sie zu revidiren, und dabei ergiebt sich nicht selten, daß nur einer oder zwei von ihnen wirklich Gewinner sind, während die andern entweder sich verhält

haben oder nicht lesen können. Wehe diesen! Kaum wieder unten angekommen, werden sie mit einer ohrenzerreißenden Ragenmusik empfangen und auf das Grausamste verspottet. Nachdem das Pfeifen und Zischen einige Minuten gedauert, wird die Ruhe wieder hergestellt, und das Ausrufen der Nummern geht den gewöhnlichen Gang ruhig fort, bis einige fünfzig Zahlen heraus sind. Jetzt wird das Publicum ängstlicher und stürmischer. Viele haben dreizehn oder vierzehn ihrer Ziffern schon bezeichnet, die fünfzehnte will durchaus nicht kommen; jeder neue Ausruf zerstört ihre Hoffnungen; sie werden vor Ungeduld bald blaß, bald roth, können nicht mehr ruhig auf einem Fleck stehen und fangen an, gegen Himmel und Erde zu fluchen. Da endlich ertönt aus irgend einem Winkel des Platzes das vernichtende Wort „Tombola!“ Man hebt sich auf die Zehen, Jeder will den Glücklichen sehen. Dieselben Scenen, wie bei der Cinquina, wiederholen sich in größerem Maßstabe. Der Russer hat in der That gewonnen und wird den Uebrigen von der Tribüne aus vorgestellt und von der neidischen Menge wieder mit einer Ragenmusik bedacht, die nur dann glimpflich ausfällt, wenn der Betreffende durch ein miserables Aussehen und zerlumpte Kleidung den Zorn entwaffnet. Ist er ein Signore, ein Priester, ein Reicher, so geht es ihm übel. Nachdem sich der Aergger ausgetobt, begibt sich die um ihre Hoffnungen betrogene Volksmasse allmählig weg. Die Einen gehen in die Kirche, wo sie ihrem Groll in Schimpfreden gegen die Madonna Luft machen, andere suchen sich Trost in den Gantinen oder Zerstreuung beim Pferderennen, welches häufig diesem Schauspiel folgt. Die italienischen Wettrennen sind von den in England, Frankreich und Deutschland üblichen ganz und gar verschieden, nicht ein Wettreiten, sondern ein bloßes Wettlaufen der Pferde. Die Rennbahn wird nur von dem Spalier geschlossen, welches die Volksmenge — meist außerhalb der Stadt auf dem breiten Fahrwege um die Mauer — bildet. Die Pferde hierzu sind von einer kleinen Race und oft außerordentlich dürr; der Besizer, dessen Pferd zuerst die Tour zurückgelegt hat, gewinnt eine Kleinigkeit, bisweilen auch der des zweiten. Die kleinen Klepper werden an den Punkt geführt, von wo sie ablaufen sollen; ihre Bekleidung besteht aus einem Hinterzeuge, an welchem scharfe Stacheln mit Widerhaken herabhängen; wenn das Thier sich bewegt, schlägt dieser Apparat wie eine Geißel in das Fell desselben ein und dieses beginnt zu laufen, indem es so dem schmerzenden Instrument entlaufen zu können meint. Sie werden so lange von Dienern festgehalten, bis ein Böllerschuß ihnen das Signal zum Ausbruch gibt. Die Rosse fahren vor dem Knall zusammen und thun, losgelassen, einen ersten gewaltigen Sprung, aus welchem sie, von den ihnen unbekanntem Stacheln gepriekelt, in eine rasende Carrière verfallen. Das Publikum macht durch Rufen und Beifallklatschen die Gänge noch scheuer und wüthender, und diese rennen, bis sie vor Ermattung nicht

weiter können — ein nichts weniger als nobles Vergnügen, das stark nach Thierquälerei schmeckt, über das wir uns aber nicht wundern dürfen, da jeder gemeine Italiener ein geborner Thierquäler ist.

Der italienische Kleinstädter hat wenig von den Eigenschaften des deutschen. Er liebt gleich diesem den Klatsch und hat denselben engen Gesichtskreis, was sich theils aus der Abgeschlossenheit der einzelnen Bezirke und Orte gegen einander erklärt, die oft weniger von einander wissen, als wir von den fernsten Gegenden und Städten, andererseits aber darauf zurückzuführen ist, daß die Bildung hier selbst in den mittlern Ständen noch sehr im Argen liegt. Dies gilt unter anderm vorzüglich von der Geographie, und der Verfasser wurde in dieser Beziehung nicht selten durch die wunderlichsten Behauptungen über rascht. Einmal fragte ihn ein Postbeamter, ob nicht Preußen ein Kanton der Schweiz sei. Ein andermal meinte ein gutgekleideter Signore, die „neue“ Kunst der Daguerreotypie sei eine Erfindung der Italiener, und als ihm dies widerlegt wurde, wollte er es nicht glauben. Es wären ja auch die Eisenbahnen und die Telegraphen in Italien zuerst angekommen. Dagegen haben alle Italiener, wenigstens im Römischen, eine gute Haltung, und ein anmuthiges Geberdenpiel, wobei sie allerdings durch guten Körperbau und ausdrucksvolle Züge unterstützt werden. Doch dürfte ihr mehr oder minder vornehmer Wesen noch mehr auf Rechnung ihrer classischen Abstammung sowie des Umstandes zu bringen sein, daß der Standesunterschied hier nicht so schroff wie im Norden hervortritt. Wer ungezwungen spricht und sich ohne Angst anzustoßen bewegt, wird in der Regel auch schön sprechen und durch sein Benehmen den Eindruck eines Gentleman machen.

Wenn man dem Italiener Geiz und Geldgier vorwirft, so mag das von den Orten an der großen Heerstraße gelten, wo der Fremdenzug ihn verdorben hat. Muß man auch seitwärts von dieser in den Gasthäusern um die Beche feilschen, bevor man sich bequem macht, so ist der Grund davon weniger Habsucht, als der Trieb, zu handeln, zu überlisten und über die Unbekanntschaft des Gastes mit den Verhältnissen oder seine geringe Lebensklugheit überhaupt zu triumphiren. Was uns als übertriebne Sparsamkeit erscheint, ist oft nur Bedürfnislosigkeit.

Das Talent des Italieners im Auffassen und Begreifen ist ungemein groß. Außerordentlich leicht findet er sich in einen Auftrag, sehr rasch macht er sich zu eigen, was man ihm selbst über das Bereich seiner Kenntnisse auseinandersetzt, mit vielem Geschick fertigt der Handwerker ohne complicirte Werkzeuge, was bei uns mit Hilfe von Maschinen geschaffen wird. Aber die Schulen sind allenthalben schlecht, und auf den Gewerbetreibenden lastet der schwerste Steuerdruck. So hörte der Verfasser einst in einer kleinen römischen Stadt einen armen Ciabattino mit Thränen in den Augen und lautem Wei-

nen den Vorübergehenden klagen, daß er soeben sein ganzes erspartes Geld in Betrag von zwölf Paoli (circa zwei Thaler) als Monatssteuer bloß für das Recht hatte hergeben müssen, in einem Winkel der Straße alte Schuhe zu flicken. Wer eine größere Werkstatt aufzuschlagen und Gesellen zu halten vermag, kann, namentlich wenn er sich mit Anfertigung von Kleidungsstücken und Frauenputz befaßt, bessere Geschäfte machen, da der wohlhabende Italiener sich gern gut anzieht und die Frauenwelt viel auf neue Moden hält. Fabriken aber finden sich im Kirchenstaat fast nirgends, man müßte denn die Seidenspinnereien dahin zählen, die einige Sommermonate hindurch das weibliche Geschlecht in Nahrung setzen.

Sicherlich verbirgt sich hinter der Oberfläche von Unsauberkeit und Niedrigkeit, Trägheit und Unwissenheit, der wir in diesen kleinen Orten der römischen Provinz begegnen, ein guter Kern, der nur der Politur bedarf, um zu glänzen. Aber es wird Mühe kosten, die Bevölkerung aus dem Sumpf zu ziehen, in den sie durch unglückliche Verhältnisse versunken ist, und ob die Zeit dazu schon gekommen, lassen wir dahin gestellt. Erhebt es sich einmal wirklich zu neuem Leben, das Volk Italiens, so wird es so schön sein, wie sein Himmel und die Farben seiner Berge und vielleicht von Neuem eine Mission für die ganze Culturgeschichte erfüllen. M. v. A.

### Einiges über Haller.

Indem wir fortfahren, den Schweizer Bildersaal zu durchwandern, den Mörkoser uns eröffnet, stoßen wir zunächst auf Haller. Mörkoser schildert ihn hauptsächlich vom bürgerlichen Standpunkt und zeigt, daß er in der Verwaltung des Staatsamts ebenso tüchtig war wie als Gelehrter und Dichter. Was dieser Mann anfaßte, führte er gründlich durch.

Es wäre zweckmäßig, wieder einmal eine ausführliche Biographie zu versuchen; nur müßte der Biograph zugleich ein tüchtiger Physiolog sein. Zimmermann's Biographie von 1755 faßt zwar hauptsächlich die gelehrte Seite seiner Thätigkeit ins Auge, aber sie war schon für die damalige Zeit ungenügend. Eine Stelle dieser Biographie verdient angeführt zu werden, um zu zeigen, wie sehr die Zeiten sich geändert haben. — „Worin soll denn unsere Nation ihre Ehre zeigen? fragt Zimmermann. Unsere Siege sind vergessen;